

dot:
books

Bettina Szrama

DAS
MIRAKEL
VON KÖLN

HISTORISCHER
ROMAN

und an den Haaren zu reißen, um danach zu Gott zu beten, er möge ihn von mir befreien. Er hat mir auch eine Mutter gegeben, die ebenso Schläge bekam, wenn sie es wagte, mich vor seiner rohen Hand zu beschützen. Alles Geld, das wir mit dem Verkauf von unserem angebauten Gemüse verdienten, setzte er im Wirtshaus sofort in Branntwein um, und anschließend wurde alles nur noch schlimmer für mich.« Christina wunderte sich über sich selbst, dass sie sich dieser Fremden anvertraute.

Trotz ihres Temperaments hörte die Nonne Christina aufmerksam zu. Sie hoffte, dadurch ihr Vertrauen zu gewinnen. Längst schon hatte sie erkannt, was die Jungfer bedrückte. »Und seit wann plagt dich das teuflische Übel?«, fragte sie neugierig und auch ein wenig belustigt über Christinas Naivität.

»Die Anfälle kommen oft in kurzer Folge. Schon von Kindesbeinen an fuhr das Böse wie ein Blitz in meinen Leib. Wenn ich wieder zu mir kam, stand mein Vater oft mit dem Beil über mir, um mich für immer von Luzifer zu befreien, wie er sagte.«

»Wir Schwestern haben dem Dämon einen Namen gegeben: das Sankt-Johannes-Übel. Fast jede zweite Nonne leidet darunter«, stellte Marie nachdenklich fest, bevor sie nun Christina ihre temporeiche Geschichte erzählte. »Du musst wissen, dass auch mich manchmal Anfälle dieser Art plagen, meistens dann, wenn ich wütend werde und nach überstandenen Schlägen. Denn ich bin weder von hohem Adel wie Schwester Sophia, noch bin ich eine reiche Bürgerliche wie unsere ehrwürdige Frau Äbtissin. Mein Vater ist der Halbe vom Roisdorfer Hof, den er als Lehen für das Kloster bewirtschaftet. Jedes Jahr fordert die Äbtissin von ihm die Hälfte der Weinernte, neun Malter Roggen sowie zwei Wagenladungen Weinbergspfähle. Wenn ihm wie im vorigen Jahr Regen und Hagel die Ernte vernichten und er nicht liefern kann, wird er furchtbar wütend, und er drischt dann nicht nur auf Mägde, Knechte und seine Tochter ein. Alles, was ihm vor die Füße läuft, bekommt seinen Zorn zu spüren. Mich trieb er gern vor Tagesanbruch aus dem Bett auf die Koppel. Mit bloßen Füßen musste ich nach dem Pferd suchen, einem bösen Gaul, der um sich trat und biss, um später ohne Rast einen Wagen mit zwanzig Fudern Getreide zu beladen, schneller als der stärkste Knecht. Ich war damals erst elf Jahre alt. An den Fastnachtstagen hatte ich zusätzlich täglich für die Unschuld, die an diesen Tagen verführt wird, vier Vaterunser zu beten. Die Wahlsprüche meines Vaters lauteten stets: ›Herr, wie du willst, und nicht, wie ich will‹ und ›Herr, gib Geduld, und dann schlag tüchtig zu‹. Ich habe ihn dafür gehasst, bis ich den Zustand nicht länger ertragen konnte und in meiner Verzweiflung letztendlich Ruhe und Geborgenheit im Kloster gesucht habe. Das ist schon einige Jahre her. Da die Mitgift für meinen Eintritt sehr gering war und mein Vater nur den Zehnten für mich bezahlen kann, bin ich nur eine Laienschwester. Zusätzlich arbeite ich für die Chorschwestern und Sorge dafür, dass es ihnen an nichts fehlt und sie den Konvent nicht verlassen müssen. Obwohl die ehrwürdigen Schwestern ganz und gar nicht immer gut zu mir sind, habe ich im vergangenen Jahr mein Gelübde abgelegt. Ich hoffe, dass dadurch wenigstens meine Zukunft gesichert ist.«

Christina fiel es schwer, dem raschen Geplapper der Nonne zu folgen, hatte es aber nicht gewagt, sie zu unterbrechen. Und je mehr sie über sie erfuhr, umso stärker wurde das Gefühl der Verbundenheit. Zum ersten Mal fühlte Christina sich in der Nähe eines Menschen wohl und dankte Gott insgeheim für dieses Geschenk.

»Du sprichst so offen und plauderst Dinge aus, die nicht für jedermanns Ohren bestimmt sind. Hast du keine Angst, dass der Herrgott dich dafür straft?«, fragte sie jetzt leise und schaute sich vorsichtig nach unliebsamen Lauschern um.

»Ich vertraue dir. Gott hat zu mir gesprochen. Zudem hast du ein ehrliches Gesicht und bist keine Nonne«, rechtfertigte Maria ihre Geschwätzigkeit. Als sie Christinas fortwährenden Blick zur Tür bemerkte, fügte sie etwas leiser hinzu: »Du musst wissen, dass nicht alle ehrwürdigen Schwestern aus freiem Willen im Konvent sind. Nicht alle leben die ungeteilte Liebe zu Gott und den Menschen wie unsere Begründerin. Die heilige Klara von Assisi hat einst dafür gekämpft, nach dem franziskanischen Armutsideal leben zu dürfen, aber heute ist es der Besitz einer jeden Nonne, der ihren Stand im Konvent bestimmt. Je größer er ist, umso mehr Ansehen wird sie unter den anderen Schwestern haben. So wie etwa Schwester Sophia. Du hattest das Vergnügen mit ihr ja schon?«

»Hochwürden sagte, die hohe Frau könne mich heilen. Aber ihre Reaktion war so ganz anders als erwartet. Zurückgeschreckt ist sie vor mir und geschrien hat sie, dass mir noch die Ohren klingen.« Christina schüttelte sich bei der Erinnerung an die Begegnung mit der Nonne.

Marie schien nicht sonderlich überrascht. »So eine Schlange. Möglich, dass sie sich ein Kind wünscht, das so aussieht wie du. Du bist ihr sehr ähnlich, fast wie aus dem Gesicht geschnitten. Im Kloster wird getratscht, dass unserer ehrwürdigen Schwester Sophia Jesus oft als ein kleines Kind erscheint, mit dem sie im Traum spielt und das sie versorgt«, bemerkte sie grinsend.

Marie ließ sich neben Christina auf der Matratze nieder, verschränkte die Beine unter dem Habit und rückte näher. Aus Vorsicht dämpfte sie ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern. »Sophia von Langenberg ist die reichste Nonne im Konvent. Äußerlich lebt sie als Einzige streng nach der päpstlichen Klausur, wie es von ihr verlangt wird. Siebenmal in der Zeit von Laudes, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet vereinigt sich ihre Stimme in der Kapelle mit der Stimme des Herrn in Dank, Lobpreis und Fürbitte. Dabei rezitiert und singt sie im Geiste das kirchliche Stundengebet mit allen Brüdern und Schwestern auf der ganzen Welt. Trotzdem geht das Gerücht um, sie sei nicht aus freien Stücken eine Klarissin geworden. Es soll enttäuschte Liebe gewesen sein, die sie zu diesem Schritt bewogen hat. Nach ihrem Eintritt in den Konvent vor ungefähr zwanzig Wintern hat der damals junge Beichtvater, Pater Antonius, sie betreut. Der Priester war stets in ihrer Nähe zu finden und hatte freien Zugang zu ihrer Zelle. Nach dem Tod der Schwester Benedikta wurde er nur noch selten gesehen. Ich vermute, dass alles mit dem Kruzifix zusammenhängt, das damals in ihrer Zelle zu bluten begann. Alle Schwestern, die auf Pater Antonius angesprochen werden, lächeln gütig und schweigen. Das verlangt ihr Gehorsam als Mägde und Teilnehmerinnen am Erlösungswerk von ihnen, aber insgeheim wissen alle, dass Pater Antonius nicht nur der Beichtvater der Äbtissin war. Immer wieder geschehen seltsame Ereignisse im Kloster. Sophias Tagebuch gilt seit dem Wunder als unauffindbar. Hochwürden Pater Antonius soll es für sie geführt und all ihre Visionen darin festgehalten haben. Irgendjemand muss sich wohl vor den Enthüllungen in diesem Buch fürchten. Seit einiger Zeit geht das Gerücht um, die verstorbene Mutter Benedikta habe etwas mit den Geschehnissen zu tun. Vielleicht wurde sie ja deshalb getötet? Nicht von

einem Dämon, wie behauptet wird, sondern von Menschenhand? Weißt du, was ich denke?« Die Nonne brachte ihren Mund nah an Christinas Ohr, bis ihr Atem diese kitzelte. »Alles hat etwas mit der Schwester des Domherrn Jacob Voss und unserer Äbtissin zu tun. Elisabeth Voss ist eine reiche Bürgerliche, geht gar zu oft im Kloster ein und aus und ist fast jeden Tag bei ihrer Schwester. Einmal habe ich ein Gespräch zwischen den beiden Frauen belauscht, Gott möge mir die Sünde verzeihen, und dabei ganz nebenbei von Sophias Vater erfahren, Nikolaus von Langenberg. Er ist ein hochgestellter Advokat und Diplomat, und man munkelt, er stünde im Dienst des Königs von Frankreich. Um die Stellung seiner Tochter im Kloster zu sichern, soll er sie jahrelang mit Geldgeschenken unterstützt haben, von denen auch der Konvent profitierte. Seit den Vorkommnissen um das Mirakel hat er sich jedoch überraschend von seiner Tochter abgewandt und die großzügigen Schenkungen eingestellt. Wenn mich jemand fragt, würde ich sagen, Schwester Sophia hat in dem Generalvikar einen neuen Gönner gefunden. Keinem Weib in unserem Konvent, das Augen im Kopf hat, kann entgangen sein, dass er ihr in unkeuscher Liebe zugetan ist.«

Weiter kam die Nonne mit ihren Schilderungen nicht. Plötzlich öffnete sich knarrend die Zellentür, und die Äbtissin stand im Türrahmen. Die beiden Verschwörerinnen fuhren bei ihrem Anblick von der Schlafstatt hoch, und Marie schlug reuevoll die Augen zu Boden. Sie hatte gesündigt, über die Erzählung ihre Aufgaben vergessen und musste nun mit Recht eine Bestrafung erwarten. Demütig faltete sie die Hände vor der Brust, wobei sie es vermied, der Äbtissin in die Augen zu sehen, während Christina eine erwartungsvolle und trotzig Haltung annahm. Als Gast im Kloster war sie Äbtissin Ursula keinen Gehorsam schuldig, zudem trug sie sich mit dem Gedanken, die düsteren Mauern, die ihr mehr Furcht als Vertrauen einflößten, rasch wieder zu verlassen.

»Hier finde ich Euch also, Schwester Marie? Seit einer halben Stunde werdet Ihr im Speisesaal zur Vesper erwartet. Ihr wisst, dass Ungehorsam von Gott, unserem Herrn, bestraft wird. Eure Aufgabe war es, heute Abend die Schwestern beim Abendbrot zu bedienen«, sagte sie streng. Die an sich schon groß gewachsene Äbtissin wirkte im Fackellicht des Dormitoriums noch größer und gebieterischer.

»Ich bitte um Entschuldigung, Ehrwürdige Mutter«, hauchte Marie, »ich werde gern einen Psalm für Euch beten und Gott, unseren Herrn, in Reue um Vergebung meiner Sünden bitten.«

»Nichts da, Ihr werdet Euch augenblicklich in den Ostflügel begeben. Erwartet mich im Chor!«, entschied die Mutter Oberin. »Und du wirst zur Strafe, da du Schwester Marie aufgehalten hast, heute nichts zu essen bekommen«, wandte sie sich Christina zu. »Ansonsten wird im Kloster zur Terz, Sext und Vesper gespeist. Und wage ja nicht, außerhalb dieser Zeiten nach Essen zu verlangen, das kommt einer Sünde gleich. Für deinen Unterhalt im Kloster wirst du morgen in aller Frühe in der Kleidung der Ausgeschwestern in der Stadt mit einem Sack von Tür zu Tür gehen und um Lebensmittel für die Chorschwestern bitten.«

»Ich möchte aber nicht für den Konvent arbeiten, schließlich will ich überhaupt nicht hierbleiben. Wo ist der Generalvikar? Bringt mich zu ihm, Ehrwürdige Mutter!«, entrüstete sich Christina und wollte sich an der Nonne vorbeidrängen.

Doch diese hielt sie am Ärmel zurück. »Vergiss nicht, dass du den Teufel im Leib trägst, mein Kind. Das Leben außerhalb dieser Mauern würde für dich den Tod bedeuten. Der Pöbel würde sich auf dich stürzen und dir die Eingeweide aus dem Leib reißen«, versuchte die Äbtissin sie einzuschüchtern, und ihre Worte blieben nicht ohne Wirkung.

Kapitel 2

Gehorsam kam Christina am nächsten Morgen ihrer Aufgabe nach und zog gemeinsam mit den Laienschwestern und einem Eselgespann, das sie zuvor mit leeren Säcken und Körben beladen hatten, durch die Stadt. Gegen Mittag kehrte sie, reichlich mit Gaben beschenkt, gehorsam und müde wieder ins Kloster zurück. Nachdem sie Eier, Speck und andere Lebensmittel in der Küche abgeliefert hatte, wartete bereits die nächste Arbeit auf sie. So sah man Christina alsbald im milden Licht der herbstlichen Nachmittagssonne neben Marie im Klostergarten mit gebücktem Rücken und einer Hacke in der Hand durch die Rabatten mit den Heilkräutern schreiten.

Eigentlich hätte Marie die Aufgabe in der Kühle des Morgens erledigen sollen, doch wie so oft hatte sie die Stunde des Morgengebetes dazu genutzt, heimlich Latein zu lernen, und darüber wieder einmal die Zeit vergessen. Gott hatte ihr unlängst, wenn auch auf zweifelhaftem Weg, zu einer Bibel aus der Bibliothek verholfen. Sie war ihr beim Abstauben der Bücher aus dem Regal in den Arm gefallen, und Marie hatte die Gelegenheit ergriffen und sie unter ihrem Habit in ihre Zelle geschmuggelt. Hier hielt sie das wertvolle Buch nun vor den strengen Augen der Äbtissin verborgen und nutzte fortan jede Minute, um mit dem ebenfalls entwendeten Federkiel die gelesenen Wörter abzuschreiben, zu konjugieren und deklinieren. Hörte sie Geräusche in den Gängen, so täuschte sie rasch ein Gebet vor, bevor sie sich Momente später wieder dem Text widmete.

Seit dem »Fund« der Bibel hatte Marie sich bereits viele andere Bücher auf die gleiche Weise ausgeliehen, diese aber immer wieder zurückgebracht. Das Lernen von Lesen und Schreiben war normalerweise nur den Chorschwestern vorbehalten, Laienschwestern war es bei höchster Strafe verboten, die Lateinschule im Kloster zu besuchen, geschweige denn die Bibliothek für eigene Zwecke zu betreten. Zu Marias Aufgaben gehörten nur die niederen Arbeiten wie Putzen, Kochen und die Gartenarbeit oder die Sorge um die Gäste und die Pflege der Kranken. In der Abgeschlossenheit des Klostergartens, zwischen Salbei, Thymian, Ringelblumen, Engelwurz, Malve und den bezaubernden Farbspielen von Duftveilchen, Lavendel und Akelei, fühlte sich die junge Nonne aber genauso wohl wie hinter ihren Büchern. Hier konnte sie die Ruhe genießen und hing ihren Träumen nach.

Im Gemüsebeet, vor der mit Efeu, dem Symbol des Todes und der Auferstehung, umrankten Mauer, erhob sich Marie aus ihrer gebückten Stellung und streckte sich. Einen Moment lang sah sie nachdenklich auf Christinas Rücken hinab und sagte dann: »Lass uns im Schatten der Obstbäume etwas ausruhen. Einen Buckel vom Arbeiten bekommen wir noch früh genug.«